

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 32

Artikel: Die Freundin

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645652>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Rosenlaui. Well- und Wetterhorn.

Im Rosenlaui.

Auf Weg und Steg fragen mich alle guten Leute nach meinem Alter und nach meinem Befinden; in ihrer teilnehmenden Miene steht das Urteil: Der Alte wäre längst reif zur Abfahrt. Diesen gutgemeinten Quälereien auf einige Stunden zu entgehen, kaufte ich ein Billet: Meiringen retour und sodann zur Schonung meiner Lunge eine Fahrkarte des steilen Reichenbachbähnchens. „Vererde dir nicht den Weg um des Zieles willen“, sagt schon Goethe, und der Reichenbachfall mit stäubenden, dröhnen Wassermassen ist eines ehrfürchtigen Verweilens wert und nicht weniger der Ausblick auf das neue Meiringen und seine Talschaft vom Kirchthügel bis zum Brienzsee und die vielbesuchte Terrasse Hasliberg und ihre Wächter Hohenstollen und Ge nossen. Ungern kürzten wir zwei Wanderer diese Rast und steigen höher, bei dem noch aussichtsreicherem Gasthaus Zwirgi vorbei, den tosenden Bach bald rechts, bald links unter uns. Ein Schleierwasserfall von senkrechter Felsenwand wedt Bewunderung, und in mägiger Steigung ging unser Wandel vergnüglich in die wechselnde Bergszenerie mit eilenden Bächlein und einsamen Hütten, dann ebenen Weges durch Gschwandtenmad, wo Maler und Photographen schon tausendfach den imposanten Bergloch Wellhorn, das Dossenhorn und das königliche Wetterhorn conterfeit haben. Die flussdurchzogenen Matten waren besetzt von einer großen Zahl brauner Haslühne. Ein heldenmütiges Fräulein wagte zaghaft, eines der gutmütigen Tiere zu streicheln, von ihren Gefährtinnen bewundert. Zum Glück hat's der Kodak verewigt. Kurhaus Rosenlaui sei willkommen und begrüßt seit ihr, geschäftige Hoteldöchter, emsig bemüht, den ersehnten Fremdenstrom gerüstet zu empfangen. Wir aber sind heute Herr über unsere Zeit und schicken uns an, die berühmte Weichenbachschlucht zu begehen, die lezhin von der Hotel-familie Brog mit Aufwand von viel Geld und Dynamit oder Chedit noch verlängert und zugänglicher gemacht worden ist. Gefahrlos steigen wir über steinerne Treppenstufen und durch dämmerige Tunnels und blicken hinunter in die schwindlig tiefen Abgründe, wo das Gletscherwasser sich zer schlägt, zerstäubt und wieder sammelt in weißen, grünlichen, blauen Sturmeswellen. An den senkrechten Felswänden sind riesige Auswaschungen, gebildet durch jahrtausendlange Wirkung von gefangenem herumgewirbeltem Gestein oder durch Gletscherschliff. Der „Elefantenkopf“, das rundliche Domgewölbe und ähnliche wunderbare Gebilde sind Zeugen

schrankenloser Naturgewalten. Mag der Techniker die Zahl von Kilowatt berechnen, die hier ungenukt in wildem Toben verpuffen, mögen die plaid umhüllten Fräulein, deren Ausrufe im Donnersturm der fließenden Wasser verhallen, ihren Gefühlsrausch nachträglich in Ansichtskarten verströmen lassen, ich bin nicht Enthusiast und fühle nur ein tiefes Behagen, daß ich allen Sterbehunungen zum Trotz in der Weichenbachschlucht und nicht gesonnen bin, mich in Seidenwatte einzwickeln und unter einer Glasglocke zu bergen.

Hier ist nicht Spittalluft! Bei aller Bewunderung dieser wilden Großartigkeit ist es uns lieb, uns wieder im warmen Sonnenschein oberhalb dieses Hexenkessels zu ergehen angesichts des Hochgebirges und die Blümlein zu grühen, welche auf selbstgeschaffnenem Polster lichtdürstend ihr kurzes Alpenleben verträumen und von kleinen Bergfaltern umgaufelt, ohne schuldhaftes Erdenweh

dem schönen Tag sich hingeben, geschützt von wetterfesten Berglöchern, die sich in den felsigen Grund eingebissen haben. Man staunt und weiß nicht, wie sie's möglich machen. Hier an der Grenze der Vegetation, wo die große Stille nur durch das windverwehte Rauschen der Gletscherwasser unterbrochen wird, unter den farbenreichen Bergkindern in herber Alpenluft, da streift der fühlende Wanderer die Kleinheiten des Alltags ab, und er versteht des Dichters Wort: „Ein Tag in deinen Toren ist mehr als tausend Tage wert.“ F. B.

Die Freundin. Skizze.

Die Nebel steigen aus dem Tal und jagen den schwarzen Flühen nach. Der Himmel ist zwar grau, und die Gipfel der fürstlichen Hochalpen scheinen in undurchdringliches, stumpfes Grau gehüllt. Für Augenblöcke verbietet ein warmer Sonnenblick die noch herrschende Kälte. Indessen darf man es schon wagen, auszuziehen. Der Sack wird mit den nötigen Vorräten versehen, und hinaus wird gewandert in das Paradies der Natur, begeistert und erwartungsvoll. Talwärts heute, hinunter in die Tiefe, wo der weiße Fluß daherauscht und nachts die roten Lichter des kleinen Dorfes uns aus der schweren Dunkelheit dessen Gegenwart künden. Durch die Wiesen geht's, wo die roten Ruckuckslichtnelken und die drallen Köpfchen der Butterbälleli in einem Prangen und Leuchten wetteifern, die hauchzarten gelben Alpenstiefmütterchen mit offenen Gesichtchen in den Tag träumen und ungezählte Bergfischmeinnicht mit dem Grün all der Gräser einen zarten, lächelnden Untergrund bilden. Nach Möglichkeit wird die gute Straße mit ihren langen Rehren gemieden. Die Abkürzungen, die Feldwege, die zwar manchmal nur aus ausgetrockneten Wildbächen bestehen, sind interessanter. Am Eingang des nächsten Dorfes in einem kleinen Garten steht ein drei—vierjähriger Junge. Mit einem Arm verdeckt er die Augen. Als ich ihn im Vorbeigehen grüße, teht er mir den Rücken zu. Nun, ich bin ja wirklich auch keine Schönheit! — Wie ich beim Heimkehren erfahren konnte, ist sein Schwestern anderer Art, so etwas neugierig. Es scheute es nicht, den Weg durch den ganzen Garten bis an den Zaun zu machen, um möglichst gut sehen zu können, was oder wer an diesem Garten vorbeiging. Aber auch es, obwohl älter als sein Bruder, ist noch zu scheu, den Gruß zurückzugeben.

In der Nähe des Dorfes mache ich Bekanntschaft mit einem frischen, rotwangigen Mädchen mit braunem Haar und klaren, blauen Augen. In einem Kessel trägt es En-

zianen, die es eben in der Alpweide dort oben geholt hat. Die Blumen sind bestimmt für Verwandte und Bekannte, die fern von diesen schönen Bergen. Doch könnte auch ich ein Büscheli haben.

Die Kleine ist überzeugt, daß es auf der ganzen Welt nirgends mehr so schön ist, wie hier, und sie glaubt auch, daß sie sehr Heimweh haben würde, wenn sie einmal so recht weit weg von da wäre. Ueberhaupt, das kann sie nicht begreifen, daß es in einem Lied von den Leuten gerade ihrer so lieben Heimat heißen kann: „D'Herzen sind gar nüd weich, sehn mi nüd freundlich an, werden nüd warm.“ Das ist denn doch ungerecht.

Ihrer Freundin in G. weit von hier in der Ebene will sie auch Enzianen und Maienriesli senden. Das ist nun ganz interessant, daß das Mädchen dort unten eine Freundin hat, und ich frage, ob denn die Freundin mit ihren Eltern von hier fortgezogen sei. O nein, sie hat ihr einfach einen Brief geschrieben, und so sind sie Freundinnen geworden. Drunter in G. sind so liebe Kinder. Alle Winter schicken sie von der Schule aus den Kindern hier Apfelpel und Erdäpfel. Dafür schicken die Kinder hier den Kindern in G. im Frühling Alpenblumen, und hin und her begleiten Briefe die Sendungen. In G. ist ein Mädchen, eine Achtklässlerin, die bekommt einfach keine Freundin. Das Mädchen hat viele Geschwister, und der Vater ist nicht mehr da. Und es ist traurig, weil es keine Freundin hat. Eine Kameradin führt sie auf den Gedanken, meiner neuen, lieben Bekannten einen Brief zu schreiben. Die wird ihr ganz sicher antworten. Eine Freundschaft entwickele sich durch gegenseitige Briefe. Die Freundinnen haben sich noch nie anders als auf Photographien gesehen. Aber die Freundschaft ist schön und tief; das bezeugt die Stimme und die Art, wie das Mädchen von der Freundin erzählt. Sie hat auch schon daran gedacht, ihr ein Kränzlein zu machen, damit sie es auf ihres Vaters Grab legen könne. Aber die Kränzlein halten eben nicht lange. So schickt sie ihr nur sonst Blumen; die kann sie ja auch auf Vaters Grab tun.

Mittlerweile sind wir bei ihrem Heim angelkommen. Es ist ein echtes, helles Oberländerhaus, nur so an den Hang geblasen, hinter einem freundlichen, grünen Gärtnchen. Die Treppe vor dem Haus führt auf eine einladende Laube. Dahinter blinken die kleinen Fenster. Beim Brunnen bleiben wir stehen, um weiterplaudern zu können. Über aus dem Hause tönt der Mutter Stimme: „Ist denn das Rosa noch nicht wieder da?“ Und auf der Laube hält der kleine Bruder Otto auch schon Ausschau nach seiner großen Schwester. So pressiert es denn; zu schade. Es wäre wirklich nett gewesen, so fortbummeln und forterzählen zu können. Doch habe ich nun meinen Weg wieder allein zu tun. Und ich tue es, um eine große Ladung noch glücklicher und dankbarer als zuvor. Wie herrlich kommt die Liebe zum Ausdruck! Wie reich ist der Tag!

V—i.

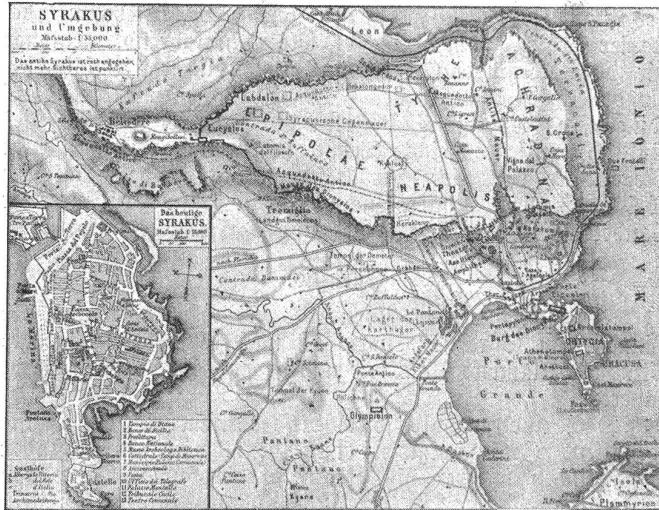
Von Girgenti (Akragas) nach Syrakus.

Ausschnitt aus einer Reiseerinnerung von A. K., Bern.

Seit mir gegönnt war, griechischen Boden zu betreten und in Athen*) die Hauptstadt des hellenischen Mutterlandes kennen zu lernen, reizte mich als nächstes Wanderziel nichts so sehr wie Sizilien. Es schien mir, in dem ja noch heut über den griechischen Kolonien Siziliens liegenden

*) Ausführlich geschildert ist der Besuch von Athen in dem illustrierten Büchlein des Verfassers: „Athen, Skizzen aus einer Mittelmeerausfahrt des Motorschiffes „Monte Rosa“ im Frühling 1931“ (Verlag A. Franze A.-G., Bern, 1931).

Sonnenglanz hellenischen Geistes müsse die Erinnerung an Alt-Hellas neues Leben gewinnen.



Plan von Syrakus. (Klischee Bibliographisches Institut A.-G. Leipzig.)

Inwieweit dies auf der Fahrt von Girgenti (Akragas) nach Syrakus und während meines Aufenthaltes in dieser ehemaligen Weltstadt zutraf, das möchte ich hienach zu schildern versuchen.

Von Girgenti nach Syrakus.

Nach einem Abschied, der mir infolge der kostlichen, dem alten Akragas zu verdankenden Genüsse fast so schwer fiel wie weiland den Lotos-Essern das Verlassen des homerischen Lotophagenlandes, ging die Reise von Girgenti (Agrigento) nach Syrakus. Die Eisenbahn führt uns zuerst nördlich bis zum Knotenpunkt Uragona-Caldare, dann östlich durch wilde bergige Gegend ins Gebiet der Schwefelminen. Da und dort rauhen die Schmelzöfen, an den Bahnhöfen stehen mit Schwefelblöcken beladene Wagen. Wir lassen das einst als Räuberfest verrufene Grotte hinter uns. Es folgen in trübseiger Einöde Canicatti mit Abzweigung über Licata nach Syrakus, dann Serradifalco und Caltanissetta, der wichtigste Ort Inner-Siziliens, Mittelpunkt der Schwefelindustrie. Auf hohem Fels, wie eine Burg erscheint die alte, ziemlich im Mittelpunkt der Insel gelegene und deshalb von den alten Griechen Nabel genannte Sizelerstadt Castrogiovanni, wo Goethe sehr unfreundlich empfangen wurde. „Wir taten ein feierliches Gelübde“ — schrieb er — „nie wieder nach einem mythologischen Namen unser Wegeziel zu richten.“ Es ist das antike, auf fast 1000 Meter Höhe einst vom ur-alten Tempel der menschenbeglückenden Demeter, der „Mutter Erde“ überragte Enna. Ehemals umgeben von Wäldern, Nekern, immerblühenden bis zum nahen sagenreichen Bergusa-See sich hinziehenden Wiesen, ist es jetzt bis auf wenige Olivenbäumchen und kümmerliche Getreidefelder ziemlich kahl und unfruchtbar. Doch bald nimmt das Land an Fruchtbarkeit zu. Bei dem schön gelegenen Leonforte und bei der einstigen Sizelerstadt Assaro tritt die Bahn ins Tal des Flusses Dittaino. Da wogen von indianischen Feigenhainen eingefasste Kornfelder. Je mehr wir uns den Ästragonischen Feldern, der Piana di Catania nähern, die noch heute wie im Altertum die Kornkammer Siziliens bildet, desto reicher prangt die Gegend in üppiger Fruchtbarkeit. Kurz vor Catania wird das Meer wieder sichtbar, während der Aetna schon bei Sferro sich in seiner ganzen Größe zeigte.

Von Bicocca geht es wiederum durch die reichen Fruchtgefülle der Piana di Catania, dann zum Lago di